

Ein unheimlicher Reisegefährte.

Erlebnisse von Otto Reicin.

1.
An einem heißen Sommerabend befiel ich in Buenos Aires den Zug, um mich nach Rosario zu begeben. Man fährt mit dem Schnellzug etwa zwölf Stunden und verliert nichts an Zeit, noch kann man belagern, daß man während der Nachtfahrt um den Genuß einer schönen Gegend gekommen ist; denn einformig zieht sich der unendliche Kampf dahin, und immer wieder kletten sich dem Auge des Beschauers die ungeheuren Weizen- und Maisfelder, die langgestreckten Viehweiden dar.

Das Abteil des Schlafwagens theilte ich mit einem Mann, welcher wohl Mitte der Dreißiger stand und mir — ich zählte kaum 22 Jahre — trotz meiner Jugend und noch ungenügenden Menschenkenntnis, einen widerwärtigen, um nicht zu sagen unheimlichen Eindruck machte. Um 8 Uhr etwa hatte der Zug Buenos Aires verlassen, und die meisten Fahrgäste hatten erst noch im Speisewagen sich erfrischt; so auch ich. Gegen 10 Uhr — wir hatten schon Campana, die erste größere Station, passiert — begannen wir uns in unsere Schlafkabinen zurückzuziehen. Die schon erwähnt, machte mein Schlafpartner auf mich einen so unheimlichen Eindruck, daß ich es kaum über mich vermochte, mich ganz zu entschlafen. Er hatte mir, als er den Schlafwagen betrat, den Abendgruß gegeben, den ich auch höflich erwiderte. Auf seine Frage, ob es mir unangenehm sei, wenn er noch eine Zigarette rauche, bat ich ihn, unter diesen Umständen doch die nach dem Gange führende Thür offen zu lassen, damit der Tabakrauch hinausziehen könne. Wie es mir schien, öffnete der Unheimliche nur widerwillig die Thür und begann nun, seine Zigarette, der ein eigentümlicher, fast betäubender Duft entströmte, zu Ende rauchend, sich seinerseits zu entschlafen.

Ich schlief in der unteren Koje und hatte Mühe, das Gesicht meines Reisegefährten währenddessen zu studieren. Es war ein starker Mann, auf dessen Stirnaden ein abstoßend edig geformter Kopf saß. Die spitze Nase und die zusammengekniffenen Lippen mit dem darüberstehenden Wimper, wachselben Schnurrbart würden ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen, und doch stiegen mich diese abstoßenden Neugierlichkeiten noch nicht so zurück, wie die unendlich kleinen und rüchlich blinkenden Augen. Welche Farbe diese hatten, ich konnte es nicht sagen, jedenfalls schienen sie dunkel zu sein. Kurz und gut: mich dünkte es besser, meine Beine mit den darin befindlichen Werthsachen für diese Nacht wieder anzusehen, und ich that dies auch, nachdem mein Gefährte in die obere Koje hineingeklettert war. Auf seinen Versuch, noch ein Gespräch zu beginnen, reagierte ich nicht, unter dem Vorwand, ich sei zu müde, trotzdem ich gar nicht daran denken konnte, vor ein bis zwei Stunden Schlaf zu finden — eine so starke, mir fast unerklärliche Aufregung hatte sich meiner bemächtigt. Allmählich aber versank ich doch in Schummer.

Ein langgezogener, heulender, scharfer Ton, der Dampfpeife und das plötzliche Halten des Zuges schredten mich aus dem Schlaf. Mein Kopf schmerzte mich wahnsinnig; es wurde mir schwer, die wie mit Blei belasteten Lider zu öffnen. Endlich — nach langem Kampfe zwischen Wachen und Schlaf und unruhigen Träumen — wurde ich munter und fand mich unter anfänglichem Staunen, das sich bald in Entsetzen umwandelte, in die Wirklichkeit wieder zurückversetzt. Mein Reisegefährte stand vor meinem Lager, fix und fertig angezogen, und hatte meinen Rock in der Hand; meine Sandtasche, welche allerdings nur Reise-Noten enthielt, lag gewaltsam erbrochen am Boden und der Inhalt zerstreut daneben. Das Raube war mit einem betäubenden Rauch durchzogen, dessen Geruch an Chloroform erinnerte. Als mich mein unheimlicher Partner die Augen aufschlugen sah, bekam sein Gesicht einen mir fast das Blut erstarren machenden Ausdruck. Was ich in jenem Augenblick dachte, ich weiß es nicht mehr, jedenfalls vernahm ich die mit dem Ausdruck teuflischer Wuth mehr geistlichen als gesprochenen Worte: „Schweigen Sie! Ein Laut — und Sie sind verloren!“ Was wollte ich gegen diesen herullich gelaunten Mann machen? Ich mußte, trotzdem die nachbar-Abtheile voll von Menschen waren, die mir, wenn sie meine Notlage geahnt, sicher geholfen hätten, dem Unhold meine in den Beinkleidern verborgenen Werthsachen und mein Geld, mein ganzes erspartes Geld, etwa 2500 Pesos, einhändigen.

Inzwischen hatte der Zug, der, wie ich später erfuhr, auf freiem Felde hatte halten müssen — eines Oasen wegen, der gerade zwischen den Geleisen seine Ruhepause aufgeschlagen hatte — wieder seine Fahrt fortgesetzt. Der Räuber meiner Werthsachen hatte sich, nachdem er diese in einen ziemlich großen, gelben Sandkoffer, sie nur eines kurzen Blickes würdigend und seine Augen nur auf Augenblicke von mir wendend, geschlossen, indem er die Thür mit seinem Rücken deckte, auf den Koffer gesetzt. Ich lag wie betäubt in meiner Koje und wagte kaum, meinen Kopf zu bewegen. Ein wahnsinniger Kopfschmerz peinigte

mich, und immer noch mehr Rauch füllte offenbar den Raum an. Meinen unheimlichen Nachbar, der dicht an dem Kopfende meines Bettes saß, schien das nicht zu rühren, und nur belämmelndem Schweigen schien auch er den andringenden Zug zu erwarten. Die Rauchentwicklung nahm immer mehr zu, und ich machte die Entdeckung, daß ein tabakähnliches Pulver die Ursache war, welches auf dem Boden in einem Metallschälchen glühte. Da endlich, unter peinlichem Warten graute der neue Tag. Tausend Gedanken durchkreuzten mein Hirn, die Kopfschmerzen hatten unter dem Einfluß der hereinströmenden frischen Morgenluft fast ganz nachgelassen, und ich grübelte, wie ich wohl am besten wieder zu meinem Eigentum gelangen könne. Mein entsetzlicher Nachbar indes verharrte nach wie vor in finsterner Brüten, und mir wollte kein rettender Gedanke kommen. Endlich brach ich das Schweigen, ihn bitzend, mir doch wenigstens meine Uhr und einen Theil des Geldes, welches meine ganzen Ersparnisse während dreier Jahre harter Arbeit seien, zurückzugeben, jedoch finster schüttelte er den Kopf.

Verzweifelt über mein Mißgeschick mag ich betrübt genug vor mich hingeblickt haben, bis ich durch das Pochen an unsere Kabinenthür seitens des Wärters aus meinem traurigen Sinnen gerissen wurde. In einer Stunde etwa mußten wir in Rosario einlaufen, und ich machte Miene, mich zu erheben, um mich anzukleiden, hatte jedoch meine Rechnung ohne meinen furchtbaren Genossen gemacht. Ich mußte mich fügen und wider meinen Willen in der Schlafkoje verharren. Schon näherte sich der Zug mehr und mehr dem Weichbilde der Stadt, schon ertönten die Signale der Lokomotive öfters, da plötzlich hielt der Zug. In demselben Moment, mit Blitzesschnelle hatte sich mein Reisegefährte erhoben, den Handkoffer in der Hand die Thür aufgerissen und sie, hinausstürmend, drohend hinter sich zuerschlagen. Mit einem Schrei der Erleichterung sprang auch ich auf und erariff den Thürdrücker. Doch die Thür war verschlossen, der Riegel von außen vorgeschoben.

Während hämmerte ich gegen die Thür. Ich hatte die Genugthuung, daß sie sofort von einem der nach dem Ausgang strebenden Reisenden geöffnet wurde. „Ich bin bestohlen, be-raubt“, schrie ich den unheimlichen Toilette erkaunten Reisenden zu. Es entstand eine Stodung, und der fast am Ausgang des Ganges sich befindende Räuber meines Geldes wurde hierdurch aufgehalten. Ich strebte einen der Gangenster zu und machte mich den außen befindlichen Trägern und Beamten durch Schreien und Rufen bemerkbar. „Der Mann mit dem großen, hellgelben Reiseflecker hat mich bestohlen, haltet ihn!“ Die Menge wurde aufmerksam, doch da sah ich den Unbekannten schon die Menge durchschreiten, jedoch — ohne Koffer. Wie besessen stieß ich die Menge in dem Gange beiseite, und — o Glück! — der Gauner hatte in der Angst, sich durch den Koffer zu verrathen, ihn im Stich gelassen. Der Koffer wurde auf das Bahntommiariat gebracht und nach Verlauf von einer Stunde wurden meine sämtlichen Sachen ohne irgend welchen Verlust mir wieder eingekündigt. So endete meine erste Fahrt nach Rosario. Meine Sachen hatte ich wieder, und infolge des auf so eigenartig glückliche Weise in den Besitz der Polizei gelangten Koffers wurden auch verschiedene darin befindliche Schmucksachen, welche in jener Zeit besonders auf den Montevideo-Buenos-Aires-Dampfern ihren Besitzern während der Reise gestohlen worden, wieder entbedt und zum größten Theil wieder jenen zugestellt. Der Verbrecher aber war trotz eifriger Suchens seitens der Polizei wie vom Erdboden verschwunden.

2.

Ungefähr acht Jahre später befand ich mich auf der Reise von London nach New York auf dem amerikanischen Postdampfer „City of New York“. Wir hatten herrliches Wetter auf dieser Fahrt, und die ganze Reise-gesellschaft, mit Ausnahme weniger an der Seefrantheit noch leidenden weiblichen Wesen, befand sich in ausnehmend froher Stimmung. Als aber am letzten Tage einer anscheinend sehr reichen Engländerin ein werthvoller Schmuck abhanden kam, gab es einen trüben Miston in unserer heiteren Gesellschaft. Mrs. S. hatte ihren Schmuck, ein Perlenhalsband, nach dem Diner abgelegt und es in das dafür bestimmte Kästchen gethan. Das Kästchen mit dem werthvollen Schmuck hatte sie alsdann in einen großen Koffer eingeschlossen und den Schlüssel zu dem letzteren in ihr Handtäschchen, welches sie immer bei sich hatte, hineingegeben. Darauf war die Dame noch an Deck gegangen, um die angenehme, frische Seeluft einer wunderbar schönen Zimmernacht zu genießen. Am anderen Morgen, nach dem Kaffee, wurden die sämtlichen Passagiere 1. Klasse gebeten, sich alle in ihre Kabinen zu begeben und, sei es wer auch immer, sich einer genauen Leibes- und Kofferrevision unterziehen zu lassen. Erstaunt blickten die Rei-

senden den sie zu dieser sonderbaren Maßregel auffordernden ersten Offizier an, und dieser erklärte dann, daß, wie ich schon erwähnte, der fast Allen bekannte und von vielen sehr bewunderte Perlenhalsband der Mrs. S. gestohlen worden sei, und zwar sei der verschlossene Koffer erbrochen und der Schmuck aus dem Kästchen entwendet worden. Bei den sämtlichen Angestellten des Schiffes sei schon während der Nacht und am frühen Morgen ohne Resultat nachgesehen, und um den Dieb fassen zu können, der sich sicher an Bord befände, wäre eine genaue Untersuchung sämtlicher Passagiere geboten. Theils schweigend, theils entrüstet, theils lachend folgten die Reisenden dieser Anordnung, während vor jeder Kabinenthür ein Beobachter des Dampfes Post-faschere gleichzeitig in Schach gehalten wurden und Niemand im Stande war, irgend etwas heimlich beiseite zu schaffen. Die Untersuchung verlief gänzlich resultatlos, und, offen gestanden, es schien auch von allen, welche hier einer Untersuchung unterworfen wurden, Niemand geeignet, einen so freien Einbruch zu begehen. Nach der Untersuchung fanden sich fast alle Betheiligten auf Deck ein, und diese unerklärliche und peinliche Angelegenheit wurde besprochen. Bei dieser Gelegenheit kam auch zur Sprache, daß, wenn allen die Unannehmlichkeit der Leibes- und Kofferrevision auferlegt würde, solche doch auch, um gleiches Recht für Alle zu üben, an den Kranken, welche ihre Kabinen schon die ganze Reise hindurch kaum oder gar nicht verlassen hatten, zu vollziehen sei. Dies war nun allerdings nicht geschehen. Es waren — wie man durch den Schiffsarzt wußte — drei Patienten an Bord: zwei ältere Damen, welche seit Beginn der Reise an Seefrantheit litten und welche durch nichts beoogen werden konnten, auch nur einen Fuß auf's Deck zu setzen. Außerdem war ein kranker Herr an Deck, welchen eigentlich außer dem Doktor und dem ihm bedienenden Steward noch Niemand zu Gesicht bekommen hatte.

Der Arzt hielt ihn für einen Sonderling und Hypochonder. Eine eigentliche Krankheit habe er bei dem anscheinend reichen Manne nicht feststellen können, da er heute über das morgigen über jenes klage. Der Rationallität nach halte er ihn für einen Spanier oder Italiener, da er Englisch zwar spreche, aber mit dem Akzent der Südländer. Es wurde also beschlossen, diese drei Patienten auch einer Revision zu unterwerfen. Zuerst kamen die Damen an die Reihe, welchen der Arzt die peinliche Ursache erklärte, und die beiden ehrwürdigen Matronen unterwarfen sich auch ohne Jögern dieser Untersuchung. Wie bei allen Lebrigen wurde auch bei ihnen nichts Gravirendes gefunden.

Darauf begab sich der Arzt, begleitet von dem Kapitän und dem ersten Offizier, zu dem uns unbekanntem Herrn. Auf die Eröffnung des Arztes über den Zweck und den Grund der Untersuchung murmelte der Kranke einen Fluch und warf die Schlüssel zu seinen in der Kabine befindlichen Koffern auf sein Bett. In den Koffern, welche in der Kabine standen, die der Patient allein für sich gemiethet hatte, war, wie bei allen übrigen Reisenden, nichts zu finden. Schon wollte sich die Untersuchungskommission zurückziehen, als der Erste Offizier den Kapitän und den Arzt darauf aufmerksam machte, doch auch das Bett, die Koje des Patienten zu untersuchen, da ihm die Koje, worin der Kranke lag, für ein Schiffsbett ungewöhnlich hoch vorkam. Der Arzt meinte achselzuckend, dies rühre wohl daher, daß der Patient auf einer Anzahl von eigenen Decken liege, was der hinaufgeleitete Zimmersteward auch bestätigte. Allein der Erste Offizier ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen, und so wurde der Kranke aufgefordert, die Koje für einen Augenblick zu verlassen. Allein hierzu wollte er sich absolut nicht verstehen und machte die wunderbarsten Ausflüchte. Doch gerade dieser Umstand erwiderte in dem Kapitän Verdacht, und er besah ihn, als höchste Autorität an Bord, sich innerhalb einer Anzahl von Minuten aus der Koje zu erheben. Jähnelmschden, dem Kapitän einen bäterfüllten Blick zuwerfend, erhob sich der seltsame Reisende, und begann, eine Anzahl Decken kostbarer Qualität unter den Arm nemend, dem Diban zuzuschreiten, um sich auf diesen niederzulassen. Jedoch dem scharfen Blick des Kapitäns und dem des anderen Seemannes war es nicht entgangen, daß eine nicht gerade kleine, leberne Umhängetasche von dem Anhaber der Kabine schnell und geschickt durch die Decken verhilft mit nach dem Diban hinübergenommen wurde. Der Kapitän forberte den Verdächtigen auf, die Decken ihm auf wenige Minuten zu überreichen, was von dem Passagier abgelehnt wurde. Aufgebracht über solches Benehmen und sehr überzeugt, es hier mit einem geriebenen Verbrecher zu thun zu haben, drückte der Führer des Dampfers auf den Knopf der elektrischen Klingel und befahl dem bald darauf Eintretenden Steward, sofort einige Matrosen herbeizurufen. Währenddessen hatte sich der angebliche Patient langsam erhoh-

ben, die Decken in mäterischer Unordnung, d. h. zu einem dicken Knäuel geballt, auf die Chaiselongue gelegt und sich neben diesem Bündel, dessen Kern die Ledertasche bildete, niedergelassen.

Beim Eintritt der Matrosen warf sich der Reisende mit Blitzesschnelle mit fast übermenschlischer Kraft gegen den Kapitän, dabei den ersten Offizier mit einem Faustschlage nieder-schlagend. Der Kapitän taumelte und stürzte mit Wucht gegen die unteren Matrosen, die durch diesen unermütheten Anprall zur Thür hinausgedrängt wurden. Diesen Augenblick benutzend gelang es dem jetzt plötzlich ganz gesunden Mann, den Ausgang zu gewinnen.

Wir promenirten gemüthlich an Deck. Die Sonnenregel waren aufge-spannt, als eine Gestalt an mir vorbeilief, deren unheimliches Gesicht mir bekannt vorkam. Ganz perplext schauten meine Mitreisenden und ich dem wie rasend sich Gebärdenden nach. Da warfen sich ihm zwei stämmige Seeleute in den Weg, als er gerade im Begriff stand, die Reeling zu übersteigen und sich über Bord zu stürzen. Es wäre den beiden Matrosen gewiß schlecht ergangen, wenn nicht in demselben Augenblick der Kapitän mit dem ersten Offizier und noch einige Leute von der Besatzung herbeigeilte wären und ihren inzwischen schon niedergeschlagenen Kameraden Hilfe gebracht hätten. Der wie toll um sich schlagende Gauner wurde mit Mühe gebändigt, indem man ihm die Hände und Füße fesselte.

Der riesenstarke Mann lag am Boden, und ich hatte Mühe, ihn genau zu betrachten; es war mein unheimlicher Reisegefährte von meiner Fahrt von Buenos Aires nach Rosario her. Sein Bild und die Erinnerung jener entsetzlichen Nacht im Schlafwagen waren mir lebhaft ins Gedächtniß eingepägt. Auch er schien mich zu erkennen, und obwohl er keinen Augenblick sich dazu verstand, eine Erklärung abzugeben oder zu sprechen, so bemerkte ich es doch an dem Aufblitzen seiner rüchlichen Augen, daß er sich meiner wohl erinnerte. Bald darauf wurde der Verbrecher in sicheres Gewahrsam gebracht und sein sämtliches Gepäck einer genauen Revision unterworfen. Es ergab sich, daß nicht nur der abhandene gefommene Schmuck der Engländerin zutage gefördert wurde, sondern daß auch anderen Reisenden Werthsache geraubt waren, von deren Verlust sie bis zur Stunde noch nicht einmal eine Ahnung gehabt hatten.

Der Mann der Frau Doktor.

Eine zeitgemäße Geschichte von F. Thiene.

„Ein alter Schulfreund bittet um eine Viertelstunde,“ lautete die Aufschrift eines Professor Felber eben vom Mädchen überbrachten Visitenkarte, welche auf ihrer Vorderseite den Namen „Robert Schmidt“ enthielt. „Ah — Robert Schmidt, der lange Schmidt!“ rief der Professor freudig übermüdet. „Führen Sie den Herrn herein!“

„Wahrhaftig, du bist es!“ rief er dem Eintretenden, einem eleganten Herrn im Alter von etwa dreißig Jahren, lachend entgegen. „Und siehst auch noch ganz so aus wie einst!“

Sie schüttelten einander die Hände, und der Besucher setzte sich zu dem Professor auf das Sofa. „Seit zwölf Jahren haben wir nichts voneinander gehört,“ begann Felber neugierig. „Wie ist es dir seitdem ergangen?“

„Ich danke — recht gut.“ „Du gingst damals mit dem Einjährigenschein ab, um dich dem Kaufmannsstande zu widmen?“

„So ist es,“ entgegnete Schmidt lächelnd. „Es blieb mir, wie du dich entsinnen wirst, nichts anderes übrig. Ich hatte nun einmal praktische Neigungen, und das Lateinische und Griechische wollte mir nicht in den Kopf.“

„Leider nicht,“ legte er mit einem Seufzer hinzu. „Warum leider? Bist du nicht glücklich geworden in deinem Berufe?“

„D gewiß. Uebrigens war ich ja reich, wie du weißt. Ich habe seit einem Jahre meinen Beruf ganz an den Nagel gehängt und lebe von meinen Zinsen.“

„So jung schon?“

„Es ging nicht anders. Ich hatte ein großes Zigarrengeschäft. Es ging wie selten eines — mächtiger Umsatz, lauter gute Kunden, schöne Preise und so weiter. Da lernte ich vor anderthalb Jahren eine liebenswürdige junge Dame kennen, unbemittelt zwar, aber hochgebildet. Ich verliebte mich und heiratete sie. Und da —“

„Und da gabst du dein Geschäft auf?“

„Es paßte nicht zu meiner Frau.“ „War sie zu vornehm dafür?“

„Zu vornehm nicht, aber — mit einem Worte: sie ist Doktorin der Philosophie und ein Zigarrenladen.“

„Der Rang meiner Frau! Stelle dir vor: eine Frau Doktor und ein Ehemann ohne Titel, der einfach Robert Schmidt heißt!“

„Ist das so schrecklich?“

„Du machst dir gar keinen Begriff davon. Wer es weiß oder hört, macht seine Glossen. Der Mann ist nichts, die Frau ist Doktor der Philosophie! Ueberlege dir nur: Schon unser Namensschild an der Thür bildet für mich einen Gegenstand der Qual, denn es geht keinesfalls, daß wir nun einfach schreiben: Robert Schmidt. Es befindet sich daher unter der Tafel, die meinen Namen trägt, eine zweite mit dem Namen und Grad meiner Frau. Nun heißt es: „Ach, Frau Doktor, der Herr Schmidt das ist wohl Ihr Bruder?“ — Mein, mein Mann, muß sie darauf sagen.“

„So, so, Ihr Mann!“ Wie gering-schätzig das heraustritt! Ueberall höre ich Zischeln, Flüstern, Lufscheln, sehe mit Fingern deuten. Ich weiß, man spricht von mir, man wundert sich, man lacht und witzelt!“

„Schauerhaft!“ scherzte der Professor.

„So sagst du, weil du dich nicht in meine Lage denken kannst! In meiner Haut muß man stehen, um das fatale nach seinem wahren Werthe zu würdigen.“

„Was willst du dagegen thun?“

„Deshalb komme ich zu dir. Ich möchte durch Privatstudien mein lächerliches Wissen ergänzen, mir das Zeugniß der Reise für die Universität erwerben, dann studieren und meinen Doktor machen. Du sollst mir mit Rath an die Hand gehen.“

„Sehr gern, obwohl ich zweifle, daß du nach so vielen Jahren noch Erfolg haben wirst. Du wirst völlig von vorn anfangen müssen.“

„Ich habe Zeit und Geld — ich bin zu allem bereit!“

Professor Felber ertheilte bereitwillig seine Rathschläge.

Herr Robert Schmidt begann also zu studieren, er hielt sich Lehrer, und sein alter Schulfreund selber gab ihm in einigen Fächern Unterricht.

Nach einem halben Jahre, jedoch nahm er eines Tages den Freund auf die Seite und sagte zu ihm: „Lieber Schmidt, ich fürchte, alle Anstrengungen sind vergeblich.“

Schmidt seufzte. „Ich habe schon einzusehen angefangen, daß du recht hast. Es geht absolut nicht beim Abiturientenexamen. Ich muß es aufgeben.“

„Giebt es nicht ein anderes Mittel, deinen Zweck zu erreichen?“

„Ich habe schon alles umsonst versucht. Wenn ich einen halbwegs respektablen klingenden Titel erlangen könnte, so wäre alles in Ordnung, für die Menschen wäre damit die Luft zwischen mir und meiner Frau ausgefüllt.“

„Du hast gedient — bis du denn nicht Leutnant der Reserve? Schreib das auf deine Thüre, das klingt schon nach was.“

„Ich hab's leider nur bis zum Gefreiten gebracht.“

„Schade! Aber du bist reich — kannst du nicht Kommerzien- oder wenigstens Kommissionsrath werden?“

„Ich habe insgeheim schon alle möglichen Schritte hierzu gethan. Es ist doch schwerer, als man annimmt. Tausende habe ich bereits umsonst geopfert.“

„Dann weiß ich dir nicht zu helfen,“ erklärte der Professor im Tone aufrichtiger Theilnahme. Du mußt dich entweder scheiden lassen oder wohl oder übel der Mann deiner Frau bleiben!“

Robert Schmidt seufzte und nahm traurig Abschied.

Diener herinkam und mit den Worten: „Die Post für den Herrn Direktor!“ legte Robert Schmidt den Besu-cher bedeutungsvoll an.

Als sich dann die Frau Doktor auf kurze Zeit entfernte, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, fragte der Professor neugierig und hastig den Freund: „Nun sag, lieber Schmidt, wie bist du denn eigentlich zu dem Titel Direktor gekommen?“

Robert Schmidt lächelte verächtlich. „Ein feiner Titel — was?“

„Allerdings. Was für eine Art Direktor bist du denn eigentlich?“

„Dir will ich es unter strengster Discretion anvertrauen: ich bin Theaterdirektor a. D.“

„Wie ich dir sage. Und dir will ich auch betheuern, wie ich es geworden bin. Alle Mittel, meiner Titel- und Ranglosigkeit abzuhelfen, hatte ich vergeblich erschöpft, da führte mich der Zufall voriges Jahr mit meiner lieben Frau nach L. in die Sommer-frische. L. ist ein kleines Nest, aber reizend gelegen und so gut wie noch unberührt von Europäern überflüchter Höflichkeit. Nun befand sich gerade eine kleine Theatertruppe dort, arme Teufel, die hier die schlimmste Zeit des Sommers der Billigkeit halber verbrachten, und jede Woch ein paar Mal Komödie spielten. Ich nahm mich ihrer nach Kräften an, abon-nirte für mich und meine Frau je einen Speersitzplatz, traktirte die Mitglieder Abends und lud sie zu geschehenen Soupers ein. Die guten Leuten gingen an uns wie die Aeltern. Der Direktor war ein ziemlich schäbiges und keineswegs besonders gebildetes Individuum, aber er wurde „Herr Direktor“ von aller Welt titulirt und erregte dadurch nicht wenig meine Eifersucht. Eines Tages war er mit den Einnahmen der letzten Woche durchgegangen. Die armen Teufel wollten schier verzweifeln — da kam mir eine geniale Idee.

„Rinder“, sagte ich, „müßte mich zu eurem Direktor. Ich übernehme für die Dauer meines hiesigen Aufenthalts die Direktion, das heißt einen guten Will. Von mir erhaltet ihr prompt eure Säge, und ich übernehme fäuflich den ganzen Aromastrams, Garberobe, Dekorationen und so weiter.“ Mit Begeisterung gingen die guten Leute auf meinen Vorschlag ein. Ich sah das gesammelte Theaterinventar, das dürftig und billig genug war, und erhielt auch, da ich die nötigen Vermögensgarantien zu bieten vermochte, ohne Schwierigkeiten die behörliche Konzession. Zwei Monate stand ich meinem Amte vor, dann übergab ich den ganzen Aromastram meinem ersten Helfen nebst einer kleinen Summe für den Anfang und machte mich davon. Wie jeder andere Mensch — Robert Schmidt warf sich hier in die Brust — „führe ich natürlich den Titel meiner früheren Stellung. Wer will mir dies Recht streitig machen? Nicht einmal die Polizei, bei der ich als Theaterdirektor a. D. angemeldet bin. Ueher ihr weiß niemand, was für eine Art Direktor ich bin, denn wir gebrauchten die Vorsicht, in eine andere Stadt, und zwar eine Großstadt, zu ziehen, in der ich gleich als das auftrat, was ich geworden war. Fragt mich ja einmal jemand nach der besonderen Art meiner Direktorschaft, so läßt sich leicht eine ausweichende Antwort geben, es kommt indessen so gut wie gar nicht vor, denn jedermann nimmt, da meine Frau Doktorin der Philosophie ist, als ganz selbstverständlich an, ich müßte irgendwo im Schulfach thätig gewesen sein und vielleicht einer höheren Lehranstalt vorgestanden haben. Auf jeden Fall ist Direktor weit besser als Kommerzienrath, verzeihere ich dir — es riecht nach Gelehrsamkeit, und seit ich Direktor geworden bin, ist auch der letzte Schatten von meinem Glücke verschwunden!“

Lachend schüttelten die Schulfreunden sich die Hände, und der Professor sagte: „Ich gratulire dir von Herzen, mein lieber Direktor!“

Schon ein Fortschritt.

Vater (zu seinem Sohne, der bei einem Schullehrer in der Lehre ist): „Na, machst du denn immer deine Sache?“

Junge: „Na, ich denke, darf ich doch jetzt sogar schon lachen, wenn der andere Lehrjunge eine Ohrfeige kriegt.“

Wahrscheinlich.

„Wie lange soll ich denn noch warten?“

Stationschef: „Um, für Sie kommt überhaupt keiner!“



Wahrscheinlich. (Bei der Zuger Spätung ärgerlich): „Wie lange soll ich denn noch warten?“ Stationschef: „Um, für Sie kommt überhaupt keiner!“